

Stell dir vor, es ist Kinderkriegen, und alle gehen hin

Ein Theaterabend von Anna Papst und Mats Staub erteilt den Eltern (und Leiheltern) das Wort.

Christoph Schneider

Er steht einfach so da über der «Reportage fürs Theater» von Anna Papst (Regie), Maude Vuilleumier (Ausstattung) und Mats Staub (Dramaturgie), dieser Titel «Ein Kind für alle». Ohne Ausrufungszeichen, ohne Fragezeichen, obwohl es dann ein Abend der leisen und lauten Fragen und Erwägungen ist: Ob es ein natürliches Menschenrecht sei, ein Kind zu bekommen, auch wenn die Natur, sofern sie überhaupt etwas will, es offenbar nicht will; und was überhaupt «Natur» sei und ob sie sich auch in einer Petrischale herstelle; und ob die Schweiz, die es einem mit dem Sterben relativ einfach macht, ein Recht habe, das Kinderkriegen zu regeln durch das Verbot der Leihmutterchaft und der Eizellenspende? Und es ist ein Abend der fordernden Intervention: dass das Kinderhaben selbstverständlich ein Menschenrecht sei und die technischen Möglichkeiten ein Segen seien für die fortschrittliche Menschennatur, natürlich!

Am Ende wickeln sie alle

Und doch wieder Fragen: Ob man alles, was man haben könne, auch wollen solle? Und andererseits, warum mans denn nicht wollen dürfen sollte? Weils doch bei einem Kind nicht auf die Herstellung ankomme, zum Beispiel nicht auf den Unterschied zwischen einem Penis und einem Befruchtungskatheter. Sondern, ob nun so ein Kind zwei lesbische Mütter habe oder auch nur eine Mutter, ob zwei schwule Väter oder heterosexuelle Adoptiveltern, es gehe doch immer um das Gleiche: Alle müssen ihr Kind wickeln, wenn es tropft, und darauf achten, dass es am Ende des Tages noch an einem Stück ist.

So ist das in «Ein Kind für alle». Es wird sehr viel erwogen in dieser Theaterreportage an der Winkelweise. Stimmen und Ansichten, weibliche und männliche, wurden dafür gesammelt und geschickt und vielmaschig verflochten zu konzentrierten Monologen aus Originaltönen. Die Schauspieler Jonas Gygax und Christoph Rath verkörpern sie mit feiner Diskretion, ein klein wenig ironisch und beträchtlich unterhaltend. Und auch wir haben einiges zu tun und zu erwägen bei der Betrachtung konkre-



Der Penis ist auch nur ein Befruchtungskatheter: Jonas Gygax (links) und Christoph Rath in «Ein Kind für alle». Foto: Patrick Kull

ter Fälle: etwa darüber nachzudenken - mit und gegen die Autoren -, auf welche luxuriösen sozialen Fundamenten eine solche Diskussion stattfindet. Ob das Kinderhabenkönnen und -wollen jederzeit mit dem Kind zu tun hat und gar nie mit dem Lifestyle, zu dem es als Accessoire gehört. Oder darüber, wie es kam (so scheint es nämlich), dass die individuelle Befruchtungsfreude sich antizyklisch verhält zur Fruchtbarkeit.

Ein gewisser Hang zur Idylle in diesem szenischen Projekt reizt zum Widerspruch, manchmal. Beweisen kann man nichts, aber der Zweifel hat auch seine Rechte; und wenn er sie nicht hat, nimmt er sie sich justament, denn so ganz glaubt man einfach nicht an die Seelenreinheit einer Leihmutter, die sagt, sie tue alles aus Menschenliebe

und zur Rettung von Gefühlshaushalten. Es ist fast zu kitschig. Auch wird es nicht in jeder «Regenbogenfamilie» so leidlos unkompliziert zugehen wie in derjenigen, in der einer der beiden Väter der Samenspende der Patentante seiner Adoptivtochter ist, welche jetzt also zwei nicht verwandte Geschwister hat und in San Francisco ausserdem eine herzlich liebende leibliche Mutter.

Der Mann mit den 55 Kindern

Und gibts tatsächlich jemanden, der sagen könnte, es irritiere ihn gar kein bisschen, dass das Samenspenden zum Zweitberuf geworden ist? Wie bei jenem Mann, der sich privat ein Zubrot verdient durch die fortdauernde Befruchtung von Kundinnen, entweder auf natürlichem Weg oder durch die Übergabe

eines wohlgefüllten Becherrchens, beispielsweise auf der Autobahnraststätte Pratteln. Er werde es, sagt er, Ende 2015 auf 55 Kinder gebracht haben, er kenne all ihre Namen und Gesichter, und auf dem Sterbebett wolle er wissen, ob sie geraten seien.

Das ist unglaublich skurril, aber es ist auch rührend und womöglich wahr; und insgesamt behauptet das Stück «Ein Kind für alle» ja nie, irgendetwas sei einfach in dieser Welt der liberalisierten Natürlichkeit. Wahrscheinlich hat der Zweifel da doch nicht so viele Rechte, und man ist so als Kinderloser, dem das noch nie etwas ausgemacht hat, einfach etwas beschämt in die Nacht gegangen und hat sie sich deshalb genommen.

Bis 12. 12.

Der Oligarch der Oper

Eine Wiener Theatergruppe hat Aufstieg und Fall von Michail Chodorkowski zum Singspiel verarbeitet.

Bernhard Odehnal

Wien

Auf dem Foto sind sie vereint. Wladimir Putin und Michail Chodorkowski, Russlands Präsident und sein heute im Schweizer Exil lebender Gegner. Die Gesichter sind auf die Eintrittskarten gedruckt, mit denen die Theaterbesucher den Saal betreten. Biletteure zerreißen die Karten, Präsident und Oligarch werden für immer getrennt. So beginnt die Oper «Chodorkowski» der kleinen, aber produktiven Wiener Theatergruppe Sirene in der Akademie der bildenden Künste. Das Libretto und die Inszenierung stammen von der Mitgründerin der Gruppe, Kristine Tornquist; die atonale Musik hat der in Wien lebende Grieche Periklis Liakakis komponiert.

In 41 kurzen, dialogischen Szenen schildert Tornquist das Königsdrama um zwei Männer mit gewaltigem Ego sowie deren Kampf um Geld und Macht. Ihre Sympathie gehört in diesem Zweikampf eindeutig Chodorkowski, der sich im Laufe der zweistündigen Aufführung vom Raubtierkapitalisten zum Humanisten wandelt und beginnt, sein eigenes Tun zu reflektieren. Nur wenige Menschen lernten wirklich etwas Neues im Leben, sagte Tornquist in einem Radio-Interview, bei Chodorkowski habe sie das beeindruckt. Putin aber beginnt das Stück als tollpatschiger KGB-Agent und beendet es als skrupelloser Virtuose auf der Klaviatur der Macht. «Politik muss das Geld kontrollieren, sonst kontrolliert das Geld die Politik», singt Putin-Darsteller Alexander Mayr im Falsett.

Tod im Gefängnis

Jahrelang hat sich Tornquist mit dem Machtkampf zwischen Oligarch und Präsident beschäftigt, den der Slawist Franz Kuppl im Programmheft als Fortsetzung des jahrhundertalten russischen Streits zwischen Slawophilen und Westlern beschreibt. So schafft sie das Kunststück, in knappen Dialogen und mit wenigen Requisiten die komplexe russische Zeitgeschichte von 1989 bis zu Chodorkowskis Verurteilung im Jahr 2005 anschaulich und kurzweilig darzustellen.

Als moralische Instanz im Stück fungiert Chodorkowskis Mutter. Das russische Volk wird durch das grotesk überzeichnete Arbeiterhepaar Iwan und Natascha verkörpert, das sich zuletzt von Kapitalismus und Demokratie ebenso betrogen fühlt wie von Putin. «Du bist schuld, das ist dein Land, du lässt die Polizei stehlen und die Richter lügen», schreit Natascha dem Präsidenten zu. Doch der hört sie nicht, und im Gefängnis stirbt gleichzeitig der nach falschen Vorwürfen verurteilte und schwer misshandelte Iwan - zu Füßen seines Mitgefangenen Chodorkowski. Die Szene beruht auf einem wahren Vorfall, Chodorkowski hat ihn in seinem Buch «Meine Mitgefangenen» geschildert.

Die Regie entschuldigt sich

Die Oper endet für Chodorkowski hinter Gittern und mit Putins Aufstieg zur absoluten Macht. Die Begnadigung des Oligarchen 2013 und seine Auswanderung in die Schweiz hat Tornquist nicht berücksichtigt. Sie habe kein Stück über einen lebenden Menschen schreiben wollen und nicht damit gerechnet, dass der Gefangene die Haft überlebe, sagte sie. Heute sei ihr dieser «Übergriff» peinlich und sie wolle sich bei Chodorkowski entschuldigen. Dem ist das Werk allerdings nicht unangenehm: Auf seiner Website findet man einen ausführlichen Bericht über die Probearbeiten.

Nach der Premiere in Wien, die mit viel Applaus für Inszenierung, Musik und Sänger endete, fielen sich die Hauptdarsteller in die Arme. Ein Happy End, das der Bühne vorbehalten bleibt. Im richtigen Leben setzt Chodorkowski seinen Kampf gegen Putin aus dem Ausland fort. Russland werde früher oder später ein demokratischer Staat, prophezeit er bei seinem bisher letzten öffentlichen Auftritt vergangene Woche in London: «Aber dafür braucht es Menschen, die dafür kämpfen wollen, trotz aller persönlichen Risiken.»

Nachrichten

Schlager

Die ARD distanziert sich von Xavier Naidoo

Nach der umstrittenen Nominierung Xavier Naidoo für den Eurovision Song Contest 2016 ist die ARD auf Distanz zum Norddeutschen Rundfunk gegangen. Der NDR sei vorgeprescht, ohne es mit der ihm übergeordneten ARD zu diskutieren, sagte ARD-Programmdirektor Volker Herres der «Welt am Sonntag». Naidoo habe «mehrfach Äusserungen getätigt, die man nicht gutheissen kann und missbilligen muss», weswegen vor der Nominierung eine senderinterne Debatte notwendig gewesen wäre. Mit der Nominierung durch den NDR seien aber Fakten geschaffen worden. Xavier Naidoo werden homophobe Äusserungen und Rechtspopulismus vorgeworfen. Seine Kandidatur für den ESC wurde letzte Woche angekündigt, nach Protesten aber wieder abgesagt. (SDA)

Pop

Ein neuer Streamingrekord für Justin Bieber

Der Popsänger Justin Bieber hat mit seinem neuen Album «Purpose» einen Rekord beim Streamingdienst Spotify aufgestellt. Die Songs wurden binnen einer Woche rund 205 Millionen Mal aufgerufen, wie das Unternehmen mitteilte. Damit überholte Bieber den bisherigen Rekordhalter, den Sänger The Weeknd. Dieser wurde auch von der britischen Boygroup One Direction überholt, die ihr neues Album «Made in the A.M.» ebenfalls Mitte November veröffentlichte und bei Spotify nun hinter Bieber auf Platz zwei liegt. (SDA)

Wie Sechstklässler denken



Fotos: Jan Derrer

«Yolo» heisst ein beliebtes Jugendwort. Es bedeutet «You only live once» - oder frei übersetzt: Man ist nur einmal jung. Der TA hat eine 6. Klasse aus dem Zürcher Schulhaus Im Herrlig im Kreis 9 über ihr Leben befragt und die Antworten mit der Kamera aufgenommen. Eigentlich sind sie keine Kinder mehr,

aber auch noch keine Teenager, und so fielen die Auskünfte der 16 Schülerinnen und Schüler herrlich halb ernst aus.

Collection Grosse Fragen an Zürcher Sechstklässler



yolo.tagesanzeiger.ch

Trotzdem ermöglichen sie einen Blick in den Alltag, aber auch in die Vorstellungswelt der Sechstklässler: Was soll aus ihnen werden? Was freut sie, und wovor haben sie Angst? Könnten sie ohne Smartphone leben? Heute finden Sie online das erste Video unserer sechsteiligen Serie «Yolo». (phz)